



Lilly Melzer

Meine Seele war hungrig und fror

Eine Borderlinepatientin erzählt

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Lilly Melzer

*Meine Seele war
hungrig und fror*

Eine Borderlinepatientin erzählt



edition fischer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015 by edition fischer GmbH
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Herstellung: efc/bf
ISBN 978-3-86455-861-0 PDF

Vorwort

Darf ich mich vorstellen: ich bin Lilly, das Nichts in Person. So zumindest fühle ich mich oft.

Ich habe Borderline, eine dependente Persönlichkeitsstörung, dissoziative Krampfanfälle, eine generalisierte Angststörung sowie eine Mischform aus Magersucht und Bulimie.

Wörter auf einem Blatt Papier. Und ich bin ständig auf der Suche nach mir selbst.

Gedanken, Feststellungen

Das Schlimmste, was meine Feinde mir angetan haben, ist, dass sie mich zu meinem eigenen Feind gemacht haben.

Jedes Mal, wenn ich in den Spiegel schaue, schaut mich eine andere Person an.

Wenn es mir schlecht geht, lege ich mich auf den Boden. Dann habe ich das Gefühl, nicht mehr tiefer fallen zu können.

Um zu merken, dass ich lebe, muss ich auch manchmal an die Grenze zum Tod gehen. Mich in Lebensgefahr bringen.

Gab es mich je ohne Borderline? War ich jemals gesund?

Immer wieder muss ich feststellen, dass ich mir in meinen eigenen Gedanken widerspreche.

Wer bestimmt eigentlich, wo die Realität aufhört und der Traum beginnt?

Nur weil ich Sexualität verabscheue, heißt das nicht, dass ich nicht lieben kann.

Die Aussage eines Mitmenschen kann darüber entscheiden, ob ich mich liebe oder hasse.

Du darfst mich niemals verlassen. Aber ich brauche immer die Möglichkeit, es tun zu können. Ein unfaires Spiel. Willst du wirklich mitspielen?

Mein Leben ist eine Gratwanderung zwischen Fantasie und Realität, zwischen Leben und Tod und allen Extremen.

Ich vermische Traum und Realität, um zu überleben. Doch manchmal wird mir genau das zum Verhängnis.

Nimm mich in den Arm, doch komm mir bitte nicht zu nahe.

Niemand hat mich gefragt, ob ich leben will, also frage ich auch niemanden, ob ich sterben darf.

Du verstehst mich nicht? Soll ich dich einen Tag lang mit in meine Welt nehmen? Lieber nicht, wer weiß, was du tun würdest. Aber wenn du willst und stabil genug bist, erzähle ich dir ein wenig aus meiner Gefühlswelt und meinem Leben.

Jetzt

So, wo sollen wir anfangen? Also momentan sitze ich in der Psychiatrie und denke über mein Leben nach. Über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Über Freud und Leid. Darüber, wie oft ich schon fast gestorben wäre. Warum es wohl nicht passiert ist. Ob ich mich darüber freuen soll oder nicht. Und ich denke darüber nach, ob ich überhaupt ein Recht habe, hier zu sein. Auf der Welt und in der Klinik. Schließlich bin ich seit über sieben Jahren in ambulanter Therapie und habe schon mehrere Aufenthalte in der Psychiatrie und Psychosomatikstationen hinter mir. Und in der Unfallambulanz bin ich wegen schwerer Selbstverletzung auch bekannt.

Ich mache meinen Eltern, die ich über alles liebe, nur Kummer. Wäre also ein Ende mit Schmerz nicht besser als Schmerz ohne Ende? Meine Freunde müssen miterleben, wie mein Leben immer mehr aus der Bahn gerät, ich immer wahnsinniger und kränker werde. Den Staat koste ich Geld. Ich brauche teure Therapien und bin oft arbeitsunfähig. Ich könnte noch einige Gründe aufzählen, warum ich kein Recht auf Leben habe. Und aufgeben wäre definitiv einfacher. Warum also nicht erneut versuchen zu sterben?

Weil ich weiß, dass das Leben durchaus wahnsinnig schön sein kann. Die kleinen Momente, zum Beispiel das heiße Melissenbad heute. Oder wenn unser Kater Felix neben mir im Bett liegt und mich in den Schlaf schnurrt. Wenn ich mit meinen Freunden oder meinen Eltern was unternehme. Oder wenn ich einen Schokocappuccino trinke. Nicht zu vergessen: ein schöner Ausritt ... Davon abgesehen flehen meine Eltern, Freunde und meine Therapeutin mich regelmäßig an, gegen die Krankheit zu kämpfen und nicht aufzugeben. Und ich habe Verantwortung für meine Tiere. Ich liebe sie. Sie sind meine Kinder. Mama darf nicht gehen. Jedes

Kind braucht eine Mama. Also versuche ich jetzt mit aller Kraft zurück ins Leben zu finden.

Fangen wir von vorne an.

Bis 4 Jahre

An wirklich viel kann ich mich dem Alter entsprechend nicht mehr erinnern. Aber es war bisher wohl mit Abstand die schönste Zeit in meinem Leben. Ich war so gut wie immer bei meinen Eltern. Oder unseren Katzen. Meine Eltern sind bis heute die einzigen Menschen, denen ich zu 100 % vertraue. Von ihnen wurde ich nie wirklich enttäuscht, sie sind immer für mich da, verzeihen mir und lieben mich, wie ich bin.

Wir haben viel miteinander gemacht. Vor allem meine Mama und ich. Wir waren zum Beispiel im Hallenbad oder haben Spiele gespielt.

Von Anfang an hatten wir Katzen. Ich liebte schon damals Katzen und Tiere allgemein. Eine Katze lebte im Haus, die anderen draußen. Sie sind uns zugelaufen und trauten sich nicht rein.

Ich beschäftigte mich viel mit den Katzen. Meiner Mama folgte ich, als ich noch ganz klein war, auf Schritt und Tritt. Sie war in Elternzeit, bis ich neun war. Das ging, weil sie Beamtin ist.

Mein Papa arbeitete. Wenn er da war, bauten wir oft Türme aus Holzklötzchen. Es war eine schöne Zeit, auch wenn ich dauererkältet war und oft Fieber hatte.

4 – 7 Jahre (Kindergartenzeit)

Mit vier Jahren kam ich in den Kindergarten. Die morgendliche Trennung von meiner Mama fiel mir besonders am Anfang sehr schwer, obwohl ich meistens nur vormittags im Kindergarten war.

Es gab zwei getrennte Gruppen, die aber zu manchen Zeiten nicht getrennt waren.

In meiner Gruppe war ein Junge, der mich nicht ausstehen konnte und mich täglich bei fast jeder Gelegenheit schlug. Ich wehrte mich nie. Ich traute mich nicht und wollte außerdem niemandem wehtun, auch wenn derjenige mir wehtat.

Die Erzieherinnen machten meistens gar nichts. Sie sagten, ich solle lernen, mich durchzusetzen. Meine Mama führte wegen dieses Themas eine Menge Gespräche mit den Erzieherinnen. Diese nützten aber nichts. Die Erzieherinnen interessierte das alles nicht. Ich interessierte sie nicht. Die meisten zumindest. Manchmal war eine Nette da. Aber gerade die ging dann auch wieder.

Ich war eher eine Einzelgängerin, beziehungsweise auf wenige Leute fixiert. Wie besessen malte ich Bilder, um sie meinen Eltern und unseren Katzen zu schenken. Und ich unterhielt mich mit den Erzieherinnen, wenn ich mal eine fand, die mir zuhörte. Oder ich träumte mich in andere Welten, was ich heute immer noch tue, wenn es mir schlecht geht.

Oft wimmelten mich die Erzieherinnen ab, wenn ich mit ihnen reden wollte, oder sie nahmen mich nicht für voll. Sie dachten wohl, dass ich das nicht spüren würde, dass ich dumm wäre, weil ich anders war. Aber da täuschten sie sich gewaltig. Von damals weiß ich noch viele Einzelheiten.

Die Chefin des Kindergartens kam sogar auf die Idee, ich könnte eine Behinderung haben, weil ich so anders als die meisten anderen Kinder war. Sie brachte meine Mama dazu, alle möglichen Untersuchungen mit mir machen zu lassen.

Es war nicht einfach im Kindergarten. In aller Regel war ich sehr froh, wenn mich meine Mama mittags abholte. Oder ich daheim blieb, weil ich krank war. Daheim war es immer schön.

Manchmal spielte ich mit Pauline und Verena, den Nachbarsmädchen. Die beiden waren beste Freundinnen und machten alles miteinander. Ich brauchte dagegen auch viel Zeit für mich allein und mit meinen Eltern und unseren Katzen.

Noch als ich vier war, starb leider unsere Wohnungskatze Moritzi an Altersschwäche. Das war die erste Konfrontation mit dem Tod für mich. Ich konnte es noch nicht ganz verstehen. Meine Mama erzählte mir, dass Moritzi jetzt im Himmel ist und dass alle Toten dahin kommen. Ich stellte mir vor, sie dort eines Tages zu treffen. Oft gingen meine Mama und ich unter der Woche meine Oma besuchen. Am Wochenende kam auch Papa mit. Ich hatte nur noch eine Oma, die Mutter von meiner Mama. Opa hatte ich keinen mehr. Meine Oma war schon Mitte siebzig und pflegebedürftig. Doch sie verwöhnte mich, wo sie konnte.

Eine meiner Tanten wohnte bei meiner Oma und half ihr bei der Pflege und im Haushalt. Die andere Tante mütterlicherseits war auch oft da. Es war immer schön bei meiner Oma.

So ruhig ich auch meistens war, hatte ich zwischen vier und fünf eine ausgeprägte Trotzphase und konnte echt ausrasten. Dann schrie und tobte ich. Oft passierte das von einem Moment auf den anderen. So wie es heute mit meiner Stimmung kippen kann. Und eben damals schon war.

Ich erinnere mich auch daran, dass ich bereits mit fünf oder sechs Tendenzen zur Selbstverletzung hatte. Wenn ich mich für einen Wutausbruch hasste oder ich wütend auf mich war, schlug ich mich selber oder haute den Kopf an die Wand. Irgendwie wusste ich, dass das nicht normal ist und tat es nur, wenn es niemand sah. Doch ich zerbrach mir darüber nicht den Kopf und versuchte auch nicht, was daran zu ändern.